

Das östliche Mitteleuropa als Herausforderung für eine vergleichende Geschichte Europas*

von

Jürgen Kocka

Wirkungen des Umbruchs

Der tiefe Umbruch der Jahre 1989–91 hat nicht nur die Geschichte dramatisch verändert, er verändert auch die Geschichtswissenschaft. Daß das Ende des Ost-West-Konflikts, der Zusammenbruch der Sowjetunion und die Folgen (einschließlich der Wiederherstellung eines deutschen Nationalstaats) die tiefste Zäsur der europäischen Geschichte seit 1945 darstellen, braucht jetzt nicht besonders erläutert zu werden; es ist evident. Daß die Zäsur von 1989–91 auch das Denken über Geschichte und die Art ihrer Erforschung verändert, liegt für viele Spezialisten der historischen Zunft und für das interessierte Publikum draußen vielleicht weniger auf der Hand. Sicher, in die institutionalisierte wissenschaftliche Beschäftigung mit Geschichte ist viel Kontinuität eingebaut, sie ändert sich nicht so rasch von heute auf morgen. Manche schrille Neuigkeitsthese der unmittelbaren Nach-Wende-Zeit ist längst wieder aus dem Verkehr gezogen worden, man denke an Fukuyamas Prognose vom bevorstehenden „Ende der Geschichte“. Doch was an umbruchsbedingter, innerfachlicher Veränderung bleibt oder sich auch erst allmählich entfaltet, ist erheblich. Einige Beispiele:

Da ist das fast spurlose Verschwinden einer mächtigen Historikerschule zu nennen, die rasche Auflösung der marxistisch-leninistischen Historiographie, die in der DDR wie in anderen realsozialistischen Ländern dominierte und auch außerhalb des Bereichs ihrer institutionalisierten Geltung einflußreich war – und sei es auch nur als Stachel, Konkurrent oder Widerpart, mit dem man sich auseinandersetzte, von dem man sich anregen ließ. Dieser Konflikt- und Verflechtungsmechanismus war im zweistaatlichen Deutschland mit seinen zwei Historiographien besonders wirksam und nicht selten produktiv. Das ist zu Ende.

Die Erfahrung, daß ein für die meisten unvorhersehbares Ereignis in großem Maßstab strukturbildend wird, ist nicht absolut neu, aber in den letzten Jahrzehnten wohl nie so massiv erfahren worden wie 1989–91. Selten ist überdies die Geschichtsmächtigkeit einzelner Handlungen und einzelner Spitzen-

* Festvortrag anlässlich des 50jährigen Bestehens des Herder-Instituts Marburg, 30. April 2000.

akteure so klar in Erscheinung getreten wie 1989–91. Diesen Erfahrungen haben sich auch Historiker mit besonderer Neigung zur Struktur- und Prozeßgeschichte nicht entziehen können. Die ohnehin auf dem Weg befindliche Umakzentuierung des historiographischen Denkens von den Strukturen langer Dauer, den anonymen Kräften und großen Bewegungen hin zu den erfahrenden, deutenden und handelnden Menschen wurde dadurch beschleunigt.

Wer sich mit der Geschichte der letzten Jahrhunderte beschäftigt, weiß, daß er gar nicht anders kann, als das vorläufige Ergebnis der bisherigen Geschichte mitzubedenken und gewissermaßen in Rechnung zu stellen, auch wenn man bewußt zu vermeiden sucht, frühere Epochen primär als Vorstufen zur Gegenwart zu mediatisieren. Das – immer nur vorläufige – Ergebnis historischer Prozesse beeinflußt ihre geschichtswissenschaftliche Interpretation. Zweifellos haben sich die Parameter für die Erforschung der deutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte dadurch verändert, daß jetzt (anders als jemals zuvor in unserer Geschichte) ein stabiler, demokratischer und zivilgesellschaftlich erfolgreicher Nationalstaat besteht, ohne größere Spannungen mit seinen Nachbarn. Das muß auf die Deutung der langfristigen Nationsbildungsprozesse ebenso abfärben wie auf die Konzeptualisierung der deutschen Geschichte zwischen 1945 und 1990, die zunehmend selbstverständlich als Geschichte zweier Systeme geschrieben worden war, jetzt aber neu verflochten wird.

Wichtig ist auch, gerade für unser Verhältnis zu Ostmitteleuropa und das Verständnis der Geschichte Ostmitteleuropas, daß die Bundesrepublik 1990 endlich die Ostgrenze Deutschlands als definitiv anerkannt hat. Die deutschen Grenzen werden durch keinen ernstzunehmenden Revisionismus mehr in Frage gestellt, und nie zuvor hat es in Deutschland so viel Kongruenz zwischen Staatsgebiet und Siedlungsgebiet gegeben wie in der Gegenwart – so schmerzlich und katastrophengefüllt die Prozesse auch waren, die dazu führten.

Die Zeitkoordinaten der modernen Geschichte Europas haben sich verändert. Es ist mittlerweile breit akzeptiert, vom „kurzen 20. Jahrhundert“ zu sprechen, das vom Ersten Weltkrieg bis zum Umbruch von 1989–91 gereicht habe. Diese Interpretation verdankt sich der tiefen Zäsurerfahrung, die nun zehn Jahre zurückliegt. Sie ist gleichwohl nicht unumstritten, und mit zunehmendem zeitlichen Abstand mag sie an Plausibilität wieder verlieren.

Schließlich hat der Umbruch 1989–91 die Raumkoordinaten der deutschen und europäischen Geschichte verschoben, jedenfalls was das mittlere und östliche Europa betrifft, und zwar in einer doppelten, gegenläufigen Weise: *Einerseits* hat – für die moderne Geschichte – der nationale bzw. nationalstaatliche Raum an Geltungsevidenz gewonnen, beeinflußt durch die Rückkehr des Nationalstaats ins mittlere und östliche Europa, wo er lange durch imperiale Reiche verhindert, verdrängt und überlagert worden war, wo er teilweise noch nie länger heimisch gewesen war und in den Augen vieler auch keine rechte Zukunft zu haben schien. *Andererseits* hat der endgültige Fall des zwar nicht mehr ganz eisernen, aber den Osten effektiv absperrenden Vorhangs einen

Blick auf Europa als Ganzes freigegeben, einen europaweiten Blick, der seit dem Ersten Weltkrieg und erst recht seit dem Zweiten Weltkrieg verstellt und versperrt war. Auch dies ist eine prägende Erfahrung der letzten zehn Jahre, die sich in vielen Kontakten, dem Genuß alt-neuer Landschaften, im Zugang zu nun zugänglichen Archiven, aber auch in der Ausweitungspolitik der Europäischen Union manifestiert. Europa zeigt sich als umfassender Gestaltungsraum trotz aller fortlebenden und neuen inneren Zerklüftungen. Das enthält eine schwer zu verweigernde Einladung, Europa auch als umfassenden Geschichtsraum neu zu denken. Mit dieser doppelten Verschiebung der räumlichen Koordinaten heutigen Geschichtsdenkens – einerseits national, andererseits gesamteuropäisch – hängt die lebhafteste Diskussion über die Osteuropäische Geschichte und ihren Ort in der Allgemeinen Geschichte aufs engste zusammen, die gegenwärtig geführt wird.

Osteuropageschichte in der Diskussion

In der deutschen Geschichtswissenschaft scheint die Zeit der großen Polarisierungen, jedenfalls vorläufig, vorbei. Trotz des dahindümpelnden Streits um das richtige Verhältnis von Sozial- und Kulturgeschichte, trotz des resoluten Vordringens konstruktivistischer Zugriffe, trotz der generationskonfliktartigen Auseinandersetzung über die Rolle deutscher Historiker im Nationalsozialismus, trotz der das Publikum erregenden, aber die Fachhistoriker kaum gegeneinander aufbringenden Groß-Kontroversen über Goldhagen, das „Schwarzbuch des Kommunismus“ und die Wehrmachts-Ausstellung ist die Profession doch weit von den fundamentalen Zerklüftungen entfernt, die sich in der Fischer-Kontroverse um 1960, im Streit um den Ort der Sozialgeschichte in den 1970er Jahren oder auch noch im sog. „Historikerstreit“ Mitte der 1980er Jahre abzeichneten. Auch die deutsche Vereinigung hat nicht zu ähnlichen Historiker-Schlachten geführt. In dieser Zeit verbreiteter Friedfertigkeit ist es um so bemerkenswerter, ja geradezu beneidenswert, daß sich die Osteuropa-Historiker – ich gebrauche das Wort im ganz breiten Sinn – zu einer Grundlagen-Diskussion aufschwingen, die viele von ihnen zu involvieren scheint und Aufmerksamkeit weit über sie hinaus findet.¹ Ich nehme drei Aspekte dieser Debatte besonders wahr und knüpfe daran an:

¹ Vgl. beispielsweise DIETRICH GEYER: Osteuropäische Geschichte und das Ende der kommunistischen Zeit, Heidelberg 1996; JÖRG BABEROWSKI: Das Ende der Osteuropäischen Geschichte. Bemerkungen zur Lage einer geschichtswissenschaftlichen Disziplin, in: Osteuropa 48 (1998), S. 784–799; DIETRICH BEYRAU: Totgesagte leben länger. Die Osteuropa-Disziplinen im Dschungel der Wissenschaft, ebenda, S. 1041–1049; STEFAN TROEBST: Ende oder Wende? Historische Osteuropaforschung in Deutschland, ebenda 49 (1999), S. 71–78; EVA HAHN: Deutsche Bohemistik – von außen gesehen, ebenda, S. 387–396; FERDINAND SEIBT: Deutsche Bohemistik von innen. Eine Replik auf Eva Hahn, ebenda, S. 630–634; Was ist Europa? 1. Colloquium des Osteuropa-Instituts, hrsg. von HOLM SUNDHAUSSEN, Berlin 1998.

Zunächst: Das Ende des Ost-West-Konflikts, der Untergang des Ostblocks und die damit gegebenen Verschiebungen im öffentlichen Interesse haben die Frage nach der inneren Einheit der osteuropäischen Geschichte aktualisiert. Rückläufig ist wohl die Dominanz der russischen bzw. sowjetischen Geschichte, die jahrzehntelang bestand und im Grunde das Teilfach Osteuropäische Geschichte seit seinem Auftauchen im späten 19. Jahrhundert kennzeichnete. Die Untergliederungen treten schärfer hervor, jetzt üblicherweise die Zweige der ostmitteleuropäischen, südosteuropäischen, russisch-ostslawischen und ansatzweise auch der nordosteuropäischen Geschichte – ein Spezialisierungsprozeß, der in der Forschung längst auf dem Weg war, aber durch die Entwicklungen des letzten Jahrzehnts beschleunigt worden ist. Damit kommen Fragen auf den Tisch, die auch von allgemeinerem Interesse sind. Was hält Teildisziplinen wie „Osteuropäische Geschichte“ und ihre Untergliederungen wie „Ostmitteleuropäische Geschichte“ überhaupt zusammen? Sind es Eigenarten der von ihnen bearbeiteten Gegenstandsbereiche, sind es selbstentwickelte Probleme und spezifische Methoden, oder ist es doch nur die sich wandelnde kulturell-politische Konstellation, die – wie im Kalten Krieg gegenüber dem kommunistischen Osten – bestimmte Bedürfnisse hervorbringt und Sichtweisen generiert – mit der Folge der Entstehung oder Verfestigung von Konstrukten wie „Osteuropa“ und „Osteuropäische Geschichte“ oder „Ostmitteleuropa“ und „Ostmitteleuropäische Geschichte“?

Damit stellt sich *zum andern* die Frage nach dem Verhältnis der Osteuropäischen Geschichte zur sog. „Allgemeinen Geschichte“ mit neuer Dringlichkeit. Allgemeine Geschichte ist hierzulande bekanntlich immer noch auf weite Strecken Geschichte Deutschlands oder des deutschsprachigen Mitteleuropas, in Dietrich Beyraus Worten: „ethno-nationale deutsche Geschichte, bestenfalls mit Seitenblicken auf die westlichen und südlichen Nachbarn“. Aber wenn sich die Allgemeine Geschichte wirklich zu einer allgemeinen europäischen Geschichte mit globalen Bezügen entwickeln will, kann sie dies nur, wenn sie die Fragen und Ergebnisse der Osteuropa-Historiker mehr als bisher zur Kenntnis nimmt und verarbeitet. Offenheit gegenüber den Angeboten der anderen ist häufig eine Funktion innerer Verunsicherung. Diese kann sehr produktiv sein. Derzeit scheint mir die Offenheit der Osteuropa-Historie gegenüber der sog. „Allgemeinen Geschichte“ größer zu sein als umgekehrt. Aber mit welchen intellektuellen Operationen, mit welchen Fragestellungen, Begriffen und Theorien stellt man die nötige Verflechtung her und mit welchem Ziel?

Schließlich scheint es mir in der Debatte, meistens nur implizit, um die akzeptabelste Form des Verhältnisses zwischen Forschern und Beforschten zu gehen, um den Dialog, die Verständigung zwischen beiden, um die Anerkennung des Rechts beider Seiten auf ihren Weg, ihre Partikularität, ihre Subjektivität – und das im Medium der Wissenschaft mit ihrem eingebauten Konstruktionsprinzip zugunsten allgemeiner Standards und ihrem Streben nach verallgemei-

nerungsfähigen Ergebnissen. Dies ist ein Problem interkultureller Hermeneutik, das im Prinzip jeder Historiker zu lösen hat, wenn er sich aus dem Kontext seiner Zeit heraus mit Menschen und ihren Verhältnissen beschäftigt, die zeitlich entfernt und kulturell verschieden sind. Aber dieses Problem stellt sich verschärft und erweitert sich zu einem Problem interkultureller Praxis, wenn man nicht die eigene Geschichte, sondern die Geschichte anderer untersucht, und erst recht, wenn die eigene und die andere Geschichte eng durch Konflikt und Verflechtung, durch Ungleichheit, Abhängigkeit und Überwältigung verknüpft sind. Die Sensibilität für diese Problematik ist in den letzten Jahrzehnten gewachsen. Man weiß, daß Begriffe auch sublimale Mittel der Kontrolle sein können. Wer kann exportieren, wer muß importieren? Oder gibt es einen dritten Weg, der aus dem der Wissenschaft eigenen Verständigungspotential folgt? Das sind dornige Probleme, die man aus dem Umgang von westlichen Wissenschaftlern mit der Geschichte und Kultur nicht-westlicher Weltregionen kennt. Aber es sind Probleme, die man auch zu erkennen glaubt, wenn man die gegenwärtige Debatte in der hiesigen Osteuropa-Historie verfolgt. So erkläre ich mir jedenfalls die überaus harsche und mich nicht überzeugende Kritik mancher Jüngerer am Gebrauch des Modernisierungsparadigmas und des Rückständigkeitsbegriffs in der Osteuropageschichte.

Ich bin kein Osteuropa-Historiker, sondern mein Gebiet ist die moderne Geschichte Deutschlands mit einigen Ausflügen in die westeuropäische und nordamerikanische Geschichte und mit viel Interesse an der Entwicklung einer vergleichenden Geschichte Europas. Erlauben Sie, daß ich mich jetzt – dem Anlaß entsprechend – auf die Geschichte Ostmitteleuropas konzentriere und sage, was ich an ihr besonders interessant, einladend und herausfordernd finde. Dies ist also ein eher persönlicher und sehr selektiver Weg, das mir gestellte Thema zu bewältigen. Ich habe vor allem die moderne Geschichte seit dem 18. Jahrhundert im Blick.

Die Kartierung des Raums

Die Geschichtswissenschaft bringt Aussagen hervor, die nach Zeit und Raum spezifisch sind. Das unterscheidet sie von anderen Wissenschaften. Man kommt deshalb um zeitliche und räumliche Einteilungen nicht herum, wenn man historisch arbeitet. Lassen wir jetzt die zeitliche Dimensionierung beiseite, und konzentrieren wir uns auf die räumlichen Koordinaten.

Was man als Historiker eigentlich weiß und als Weberianer auch gut begründen kann, hat die konstruktivistische Wende der letzten Jahre noch einmal besonders bewußt gemacht, nämlich die Tatsache, daß die historischen Räume, in denen wir unsere Befunde situieren, weder durch Natur und Geographie noch durch die geschehene Geschichte eindeutig determiniert sind, sondern daß diese Räume mit ihren Grenzen und Konnotationen immer auch Produkt kognitiver Akte sind, mit denen die Zeitgenossen ihre Wirklichkeit und die Hi-

storiker vergangene Wirklichkeit räumlich ordnen, gewissermaßen kartographieren, und zwar aus unterschiedlichen, sich verändernden, bisweilen entgegengesetzten Perspektiven, die ihrerseits von Erfahrungen und Erwartungen, auch von Interessen, Ideologien und Strategien beeinflusst werden. Eine ganze Forschungsrichtung hat sich entwickelt, die die Geschichte der Raumentwürfe in den Köpfen der Menschen untersucht, zusammen mit den Bildern, die sie repräsentieren, und den praktischen Wirkungen, die von ihnen ausgehen: Man spricht von *mental maps*, besser *mental mapping*.²

Osteuropa ist nicht das einzige, aber ein besonders dankbares und populäres Untersuchungsfeld für *mental mapping* – sei es, weil dort die Grenzen nicht durch frühe Nationalstaatsbildung festgelegt waren und deshalb lange besonders umstritten blieben, sei es, weil dort der Kampf um Zugehörigkeit und Ausgrenzung aufgrund ethnischer Vielfalt und kultureller Konfliktlagen besonders heftig geblieben ist, sei es aus anderen Gründen. Schon die Vorstellung von Osteuropa als solchem war eine Erfindung und Projektion des Westens im 19., vielleicht schon im 18. Jahrhundert, wie Hans Lemberg und Larry Wolff gezeigt haben. Auch „Mitteleuropa“ entstand als Ziel- und Wunschbegriff im späten 19. Jahrhundert. Erst nach 1918 begann man von „Ostmitteleuropa“ zu sprechen, von „East Central Europe“ und „Zwischeneuropa“, und das nahm seit den 1950er Jahren zu, immer auch um die gewünschte und gefährdete Eigenständigkeit der Region gegenüber Rußland auf der einen und Deutschland auf der anderen Seite zu betonen, zu beschwören, zu fordern.³ Die Geschichte dieser Begriffe und ihrer Verwendung in Öffent-

² Vgl. ROGER DOWNS, DAVID STEA: *Maps in Minds*, New York 1977, dt. Fass.: *Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen*; JOHN BRIAN HARLEY: *Maps, Knowledge and Power*, in: *The Iconography of Landscape. Essays on the Symbolic Representation, Design and Use of Past Environments*, hrsg. von DENIS COSGROVE und STEPHEN DANIELS, Cambridge 1988; *The Construction of Cognitive Maps*, hrsg. von JUVAL PORTUGALI, Dordrecht 1996; JACK GOODY: *The East in the West*, Cambridge 1996; PETER SAHLINS: *Boundaries: The Making of France and Spain in the Pyrenees*, Berkeley 1989; *Grenzen in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. von HANS LEMBERG, Marburg 2000. Ich verdanke wichtige Anregungen der von Christoph Conrad im März 2000 im Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas, Berlin, organisierten Tagung: „Mental Maps: Die Konstruktion von Räumen und Grenzen in Europa seit der Aufklärung“.

³ Vgl. HANS LEMBERG: *Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jahrhundert. Vom „Norden“ zum „Osten“ Europas*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 33 (1985), S. 48–91; LARRY WOLFF: *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*, Stanford 1994; KARL SCHLÖGEL: *Die Mitte liegt ostwärts. Die Deutschen, der verlorene Osten und Mitteleuropa*, Berlin 1986; *Mitteleuropa. Idee, Wissenschaft und Kultur im 19. und 20. Jahrhundert. Beiträge aus österreichischer und ungarischer Sicht*, hrsg. von RICHARD G. PLASCHKA, Wien 1997; HANS-DIETRICH SCHULTZ: *Fantasies of „Mitte“: „Mittellage“ and „Mitteleuropa“ in German Geographical Discussion of the 19th and 20th Century*, in: *Political Quarterly Geography* 8 (1989), S. 315–339; DERS.: *Räume sind nicht, Räume werden gemacht. Zur Genese „Mitteleuropas“ in der deutschen Geographie*, in: *Europa Regional* 5

lichkeit und Historiographie, in den Feuilletons und in den Fachzeitschriften ist hervorragend geeignet, um die Entstehung und Wirkung von *mental mapping* zu untersuchen, zusammen mit den damit verbundenen Hoffnungen und Ängsten, Zugehörigkeitsdefinitionen und Abgrenzungsversuchen. Die hinter uns liegende Konferenz hat es gezeigt.⁴ Auch die immer vorhandenen politischen Funktionen historischer Raumbegriffe sind deutlich geworden.

Aber an der Geschichte der historischen Raumkategorie „Ostmitteleuropa“ wird gleichzeitig deutlich, daß *mental maps* keine bloßen Erfindungen und auch nicht ausschließlich Konstrukte aufgrund kulturell-politischer Absichten und Bedürfnisse der jeweiligen Gegenwart sind, sondern Entsprechungen in der historischen Wirklichkeit haben und haben müssen, um auf Dauer glaubwürdig und wirksam zu sein. Viele Historiker haben den gemeinsamen Nenner und die *differentia specifica* der ostmitteleuropäischen Region zu benennen versucht. Klaus Zernack etwa nennt an strukturgeschichtlichen Gemeinsamkeiten: die lateinische Christianisierung und eigenständige Kirchenorganisation seit dem Hochmittelalter, den Import des westlichen Lehenswesens und des deutschen Stadtrechts, eine spezifische Agrarverfassung, eine besondere Form der Ständeverfassung, starken Adel und relativ schwaches Bürgertum, dann den Verlust der Eigenstaatlichkeit seit dem 17./18. Jahrhundert und, damit verbunden, eine spezifische Form der Nationalbewegung im 19. Jahrhundert. Ganz scharfe Abgrenzungen ergeben sich daraus nicht. Was zu Ostmitteleuropa in diesem Sinn rechnet, ändert sich ein wenig im Lauf der Jahrhunderte. Unterschiedliche Forschungsinstitute sind unterschiedlichen Konzepten von Ostmitteleuropa verpflichtet, und das hat oft sehr pragmatische, prosaische Gründe. Aber insgesamt geht es um die Region zwischen Deutschland, Rußland und Balkan mit Polen, Böhmen und Ungarn im Kern, manchmal ein-

(1997), S. 2–14; MARTIN SCHULZE-WESSEL: Die Mitte liegt westwärts. Mitteleuropa in der tschechischen Diskussion, in: *Bohemia* 29 (1988), S. 325–344; In Search of Central Europe, hrsg. von GEORGE SCHÖPFLIN und NANCY WOOD, Cambridge 1989; Traum oder Trauma? Der polnische Beitrag zur Mitteleuropa-Diskussion (1985–1990), bearb. von HANS-WERNER RAUTENBERG, Marburg 1991; Eastern Europe ... Central Europe ... Europe, hrsg. von STEPHEN R. GRAUBARD, Boulder 1991; P. HANÁK: Gab es eine mitteleuropäische Identität in der Geschichte?, in: *Europäische Rundschau* 14 (1986), Nr. 2, S. 115–123; TIMOTHY GARTON ASH: The Uses of Adversity: Essay on the Fate of Central Europe, New York 1989; IVAN T. BEREND: The Crisis Zone of Europe: An Interpretation of East Central European History in the First Half of the Twentieth Century, Cambridge 1986; IVER B. NEUMANN: Russia as Central Europe's Constituting Other, in: *East European Politics and Societies* 7 (1993), S. 349–369; MILAN KUNDERA: Die Tragödie Mitteleuropa, in: *Aufbruch nach Mitteleuropa*, hrsg. von ERHARD BUSEK und G. WILFINGER, Wien 1986, S. 133–144; W. ZETTEL: Mitteleuropa – Tarockanische Utopie oder Heimweh nach dem Völkerkerker?, in: *Europäische Rundschau* 14 (1986), S. 93–98. Die Debatte ist uferlos.

⁴ Widerstreitende Historiographien. Ostmitteleuropas Konfliktgeschichte und die Geschichtsschreibung im 20. Jahrhundert. Tagung des Herder-Instituts anlässlich seines 50jährigen Bestehens, Marburg, 27.–30. April 2000.

schließlich Altpreußens, Österreichs und der baltischen Länder.⁵ Aber nicht alle Menschen in diesen Ländern sehen es so, und was Mitte oder östliche Mitte ist, hängt ab von Standpunkt und Aspirationen. Niemand will Osten sein.

Die zentrale, m. E. noch nicht voll gelöste Frage ist die: Wie hingen und hängen die projektiven Entwürfe von Ostmitteleuropa als Einbildungs- und Wunschraum einerseits und die strukturgeschichtlichen Definitionen von Ostmitteleuropa als historisch gewachsenem Raum zusammen? Wie beeinflussen, beflügeln, kontrollieren, durchdringen sie sich gegenseitig? Wie hängen Feuilleton und Fachzeitschriften zusammen? Daß solch ein Zusammenhang besteht, bezweifle ich nicht. Wie er aussieht, möchte man genauer wissen. Dabei dürfte sich der Ostmitteleuropabegriff weiter klären, vielleicht aber auch neu problematisieren. Wieviel realgeschichtliche Einheit, wieviel Projektion und aus wessen Perspektive?

Das Wechselverhältnis von Konstruktion und Befund am Fall „Ostmitteleuropa“ zu untersuchen, wäre zweifellos besonders lohnend, ist gut vorbereitet und vielleicht längst auf dem Weg. Das Resultat würde auch paradigmatische Bedeutung haben für das Verständnis der Konstruktion anderer historischer Räume Europas, z. B. Westeuropas, deren Existenz man in der vergleichenden Geschichte mehr voraussetzt als thematisiert. Ostmitteleuropa bietet sich jedenfalls als Labor für theoretisch interessante Studien zum historischen Konstruktivismus und seinen realgeschichtlichen Grundlagen an.

Deutsche Geschichte – der Blick nach Osten

Bedeutende Historiker haben, ohne Spezialisten für ostmitteleuropäische oder überhaupt osteuropäische Geschichte zu sein, immer wieder über diese Regionen geschrieben: von Ranke und Treitschke über Conze und Hillgruber bis zu Hans Mommsen und Wehler. Doch für die meisten Deutschland-Histori-

⁵ KLAUS ZERNACK: Osteuropa. Eine Einführung in seine Geschichte, München 1977, S. 31–66; GOTTFRIED SCHRAMM: Polen – Böhmen – Ungarn. Übernationale Gemeinsamkeiten in der politischen Kultur des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: *Przegląd historyczny* 76, 1985, S. 417–437; DERS.: Ein Rundgespräch über „Ostmitteleuropa“: Vom sinnvollen Umgang mit einem Konzept für unsere Zukunft, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 48 (2000), S. 119–122; JENŐ SZÜCS: Die drei historischen Regionen Europas, Frankfurt/M. 1990 (ungar. Originalfass. 1983); RUDOLF JAWORSKI: Ostmitteleuropa. Zur Tauglichkeit und Akzeptanz eines historischen Hilfsbegriffs, in: *Westmitteleuropa – Ostmitteleuropa. Vergleiche und Beziehungen*. Festschrift für Ferdinand Seibt, hrsg. von WINFRIED EBERHARD u. a., München 1992, S. 37–45; HOLM SUNDHAUSSEN: Der Wandel in der osteuropäischen Agrarverfassung während der frühen Neuzeit. Ein Beitrag zur Divergenz der Entwicklungswege von Ost- und Westeuropa, in: *Südosteuropa-Forschungen* 49 (1990), S. 15–56; PIOTR S. WANDYCZ: *The Price of Freedom. A History of East Central Europe from the Middle Ages to the Present*, London 1992, S. 1–11; *Studienhandbuch Östliches Europa*, hrsg. von HARALD ROTH, Bd. 1, Köln, Weimar u. a. 1999, S. 59–72.

ker der letzten zwei, drei Generationen, soweit sie überhaupt über den nationalen Tellerrand hinausgreifen, gilt, daß sie eher nach Westen als nach Osten blicken. Das liegt an vielem: am überlieferten Bildungskanon klassisch-romantisch-germanischer Provenienz, selbst ein Produkt der europäischen Zivilisationsgeschichte; an damit verbundenen Sprach- und Kenntnisbarrieren gegenüber dem slawischen und ungaro-finnischen Bereich; an der alten Vorliebe der Deutschen, sich an westlichen Vorbildern zu messen oder sich mit westlichen Gegenbildern zu kontrastieren (sei es im Hinblick auf die Industrialisierung mit England, sei es in puncto Liberalismus mit England und Frankreich, sei es mit Selbstbildern deutscher Kultur in Absetzung zu westlicher Zivilisation, im 20. Jahrhundert auch viel mit Amerika). Der Zweite Weltkrieg tat ein übriges. Stalin, schrieb Wolf Jobst Siedler, hat das Gesicht Deutschlands gewaltsam nach Westen gedreht. Hinzu kam schließlich die erfolgreiche Westbindung der Bundesrepublik bei gleichzeitiger Abschottung des wenig geschätzten Ostens im Kalten Krieg. Die Westorientierung der bundesrepublikanischen Neuzeit-Geschichte war und ist nicht ohne Ausnahme und nicht ohne gegenläufige Tendenzen, aber doch dominant.

Insgesamt ist sie uns gut bekommen. Viele methodische Fortschritte der letzten Jahrzehnte sind nur im engen Austausch mit den Fachwissenschaften westlicher Länder erzielt worden – von der sozialgeschichtlichen Erweiterung über die Quantifizierung und die Geschlechtergeschichte bis zur sozial-anthropologischen Bereicherung der modernen Kulturgeschichte.

Das Bild von der eigenen Geschichte profiliert sich fast immer durch Selbstvergleich. Die Wahl des Vergleichspartners entscheidet über das Ergebnis mit, sie folgt nicht nur aus rein wissenschaftlichen Erwägungen. Entscheidende Weichenstellungen in der Geschichtsschreibung über die deutsche Industrialisierung, in der modernen deutschen Parteien-, Verfassungs- und Demokratie-Historiographie, in der Arbeiter- und Klassengeschichte, in der Nationalstaatsgeschichte oder in der Geschlechtergeschichte sind durch mehr oder weniger explizite Vergleiche mit entsprechenden Entwicklungen im Westen getroffen worden. Auf dem Hintergrund dieser Vergleiche ist es gelungen, zu einem nüchternen, nicht überheblichen, bisweilen sehr selbstkritischen Bild der deutschen Geschichte zu gelangen, dessen Bedeutung für die politische Kultur der Bundesrepublik hoch einzuschätzen ist.

Am deutlichsten und prägnantesten hat sich die kritische Logik geschichtswissenschaftlicher Westorientierung in der Deutung der modernen deutschen Geschichte als eines problematischen „Sonderwegs“ gezeigt. Denn die kritische Sonderweg-These, über die viel zu sagen wäre, lebte von der Frage, warum Deutschland im Unterschied zu den westlichen Demokratien in der Krise der Zwischenkriegszeit diktatorisch oder faschistisch oder totalitär pervertierte, und wie dies mit langfristigen Tendenzen der deutschen Geschichte zusammengehangen haben mag. Der kontrastierende Vergleich mit „dem Westen“ – nicht mit „dem Osten“ – ist konstitutiv für die Sonderweg-These gewesen. Auf

Englisch sprach man denn auch lieber von der „German divergence from the West“.⁶

Fachwissenschaftlich wie geschichtspolitisch hat sich die dominante Westorientierung der deutschen Geschichtswissenschaft, ich wiederhole es, als Segen ausgewirkt. Dennoch spricht viel dafür, die Chance der neuen Zeit zu nutzen und auch aus dem Interesse an deutscher Geschichte stärker nach Osten zu blicken, d. h. wohl vor allem in die ostmitteleuropäische Nachbarschaft, aber auch in den fernerer Osten und nach Südost-Europa. Wie gesagt, einige haben dies immer getan, und manche von ihnen sitzen jetzt hier im Saal.⁷ Aber für Historiker Deutschlands und des Westens gibt es da viel zu entdecken. Ich nenne drei ganz unterschiedliche Beispiele.

1. Wenn man das deutsche Bürgertum des 18. oder 19. Jahrhunderts mit dem Bürgertum westeuropäischer Länder vergleicht, erscheint es in mancher Hinsicht als defizitär. Wenn man es mit dem Bürgertum in Polen oder Ungarn vergleicht, erscheint es dagegen als ungemein bürgerlich, kraftvoll und ausstrahlungsstark.⁸ Der mehrseitige Vergleich führt zum balancierteren Urteil, er korrigiert die Ergebnisse des einseitigen Vergleichs. Viele andere deutsch-ostmitteleuropäische Vergleichsprojekte wären als lohnend zu nennen, einige sind auf dem Weg, man ist gespannt.

2. Es empfiehlt sich, die Geschichte der deutschen Nationsbildung im engen Zusammenhang mit der Geschichte der polnischen Nationsbildung zu sehen, als Teil der deutsch-ostmitteleuropäischen Beziehungs- und Verflechtungsgeschichte. Dann erkennt man zum Beispiel, wie sehr die deutsche Nationalstaatsbildung unter preußischer Regie von der Verhinderung der polnischen Nationalstaatsbildung lebte, daß sie aus Ostperspektive nicht nur als Einigungs- sondern auch als Expansionsprozeß erscheinen muß⁹ und wie sehr sie auch in dieser Hinsicht Gewalt und Unterdrückung voraussetzte. Das Beispiel soll für eine Form geschichtswissenschaftlicher Osterweiterung stehen, die nicht primär mit dem Mittel des Vergleichs arbeitet, sondern ernst nimmt, daß die Deutschen und ihre ostmitteleuropäischen Nachbarn oft ein und dieselbe Geschichte haben, *entangled histories* oder *histoires croisées*, deren teils glückliche, teils katastrophale innere Verflechtung oft viel zu wenig bewußt ist und aufgedeckt werden sollte, auch im Interesse am guten Zusammenleben in Zukunft. Die lange Geschichte der europäischen Juden und ihrer Vernichtung im Holocaust, aber auch die Geschichte der Vertreibungen und

⁶ Vgl. JÜRGEN KOCKA: Nach dem Ende des Sonderwegs. Zur Tragfähigkeit eines Konzepts, in: *Doppelte Zeitgeschichte. Deutsch-deutsche Beziehungen 1945–1990*, hrsg. von ARND BAUERKÄMPER u. a., Bonn 1998, S. 364–375.

⁷ Vgl. *Modernisierung und nationale Gesellschaft im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert. Referate. Deutsch-Polnische Historikerkonferenz 1978*, hrsg. von GOTTFRIED SCHRAMM u. a., Berlin 1979.

⁸ Vgl. JÜRGEN KOCKA: The Middle Classes in Europe, in: *Journal of Modern History* 67 (1995), S. 783–806.

⁹ Ich verdanke den Hinweis auf diese Problematik Philipp Ther.

ethnischen Säuberungen möchte ich als herausragende Themen einer deutsch-ostmitteleuropäischen *histoire croisée* mindestens nennen. Mit Genugtuung erinnert man sich in diesem Zusammenhang an die langjährige Arbeit der deutsch-polnischen Schulbuch- und dann Historikerkommission. Mit Interesse verfolgt man die Arbeit der tschechisch-slowakisch-deutschen Historikerkommission.

3. Die Geschichte der DDR ist im letzten Jahrzehnt, wenn nicht ganz für sich selbst, dann vor allem im deutsch-deutschen Vergleich mit der Bundesrepublik und im Vergleich der beiden deutschen Diktaturen, thematisiert und erforscht worden, sicher nicht ohne Erfolg. Trotz Diktaturenschwerpunkt der Volkswagen-Stiftung und trotz des Potsdamer Zentrums für Zeithistorische Forschung ist es nur sehr begrenzt gelungen, die DDR als eine von mehreren realsozialistischen Diktaturen unter sowjetischer Hegemonie – oder überhaupt im Vergleich der europäischen Diktaturen des 20. Jahrhunderts – zu studieren.¹⁰ Davon aber wäre viel zu gewinnen. Die Einordnung der DDR-Geschichte in den europäischen Kontext wird jedenfalls nicht ohne den Blick nach Osten gelingen.

Die Beispiele mögen genügen, um deutlich zu machen, was auch für die deutsche Geschichte durch einen resoluteren Blick nach Ostmitteleuropa zu gewinnen wäre. Ob sich dadurch die Konturen der deutschen Geschichte im Grundsätzlichen ändern würden, bliebe abzuwarten.

Europäische Geschichte – Vergleich und Verflechtung

Die moderne Geschichtswissenschaft ist fast überall als Teil der inneren Nationsbildung groß geworden. Überall steht die eigene Geschichte im Vordergrund, was immer man darunter versteht. Das Fach Geschichte ist international stärker durch nationale Unterschiede gekennzeichnet als, sagen wir, die Physik, die Ökonomie oder auch die Soziologie. Das ergibt sich aus ihren Funktionen in der jeweiligen Kultur. Auch hierzulande sind wir unendlich weit davon entfernt, die Wissenschaft von der Geschichte in eine generelle, räumlich nicht verankerte Geschichtswissenschaft zu transformieren.

Andererseits ist die Frage, mit welchem Ziel und in welcher Art die Geschichte transnational zu erforschen und zu schreiben sei, von Anfang an präsent gewesen und in den letzten Jahren dringlicher geworden, was angesichts der fortschreitenden Internationalisierung des Lebens wenig verwundert. Die anfangs erwähnte Öffnung des Blicks auf Europa als Ganzes seit 1989/90 spitzt das an sich allgemeinere Problem in spezifischer Weise zu.

¹⁰ Vgl. etwa *Dictatorship as Experience. Towards a Socio-Cultural History of the GDR*, hrsg. von KONRAD H. JARAUSCH, New York 1999. Vgl. als Beispiel eines Vergleichs innerhalb der sowjetischen Machtsphäre, allerdings ohne Einschluß der DDR: *Sowjetisches Modell und nationale Prägung. Kontinuität und Wandel in Ostmitteleuropa nach dem Zweiten Weltkrieg*, hrsg. von HANS LEMBERG, Marburg/Lahn 1991.

Wer „ostmitteleuropäische Geschichte“ wirklich betreibt, hat per se ein transnationales Forschungsprogramm. Denn im Anspruch geht es ja um die Zusammenschau mehrerer Gesellschaften, mehrerer nationaler Kulturen, auch mehrerer Nationalstaaten in einer Region – unter gebührender Berücksichtigung, natürlich, der Geschichte und Wirkung der Deutschen (und Russen) in diesem Raum. Eben darin liegt ein Nutzen des Konzepts „Ostmittleuropa“. Gleichzeitig stellt das Konzept die zu untersuchenden Problembereiche als Teil eines Größeren vor, eben als Teil des mittleren Teils Europas. Liest man den langen und interessanten Bericht über deutschsprachige Literatur zur Geschichte Ostmitteleuropas, der von Eduard Mühle demnächst in „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“ erscheint, sieht man, daß unter der Etikette sehr vieles summiert wird, was sich in Wahrheit nur mit einzelnen Problemen eines einzelnen Landes, einzelnen Landschaften, Provinzen, Städten, Institutionen beschäftigt, ohne Bezug auf den inneren Zusammenhang der Region insgesamt oder deren Ort in Europa. Erst der Literaturbericht bringt sie – als Ostmitteleuropa – zusammen. Angesichts der Schwierigkeiten transnationaler Geschichtsforschung, angesichts der weit getriebenen Spezialisierung in unserem Fach und angesichts der weiterhin national gefärbten Erwartungen an die Geschichtsschreibung ist dies wenig verwunderlich.

Sucht man nach wirklich transnationalen Zugriffen, kann man auch mit Bezug auf Ostmitteleuropa zweierlei klar unterscheiden: vergleichende Geschichte einerseits und Verflechtungs- oder Beziehungsgeschichte andererseits.

Vergleichende Geschichte fragt nach Ähnlichkeiten und Unterschieden, Konvergenzen und Divergenzen und benutzt diese für weiterreichende Erklärungen und Interpretationen. Über die Erträge, Varianten und Schwierigkeiten des historischen Vergleichens ist schon so viel gesagt und geschrieben worden, daß ich davon jetzt nichts wiederhole.¹¹ Historische Komparatistik ist aufwendig und schwer, sie bleibt bisher die Ausnahme, doch ist sie im Aufwind. Es gibt sehr viel mehr Arbeiten zum deutsch-französischen, deutsch-englischen und deutsch-amerikanischen Vergleich als zum Vergleich zwischen deutschen und osteuropäischen oder ostmitteleuropäischen Entwicklungen. In der Geschichtswissenschaft ist der Zweier-Vergleich die Regel. Der Vergleich von drei oder mehr Fällen erfordert einen Aufwand, der in der Regel mit guten Gründen gescheut wird. Doch mag es Auswege geben. Gottfried Schramm vertritt einen komparativen Ansatz, der einen Fall klar in den Mittelpunkt

¹¹ Vgl. etwa HEINZ-GERHARD HAUPT, JÜRGEN KOCKA: Historischer Vergleich: Methoden, Aufgaben, Probleme. Eine Einleitung, in: Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung, hrsg. von DENS., Frankfurt/M. 1996, S. 9–45; HARTMUT KÄLBLE: Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1999; JOHANNES PAULMANN: Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts, in: Historische Zeitschrift 267 (1998), S. 649–685; CHRIS LORENZ: Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln 1997, S. 231–285.

stellt und mehrere andere Fälle ergänzend – auf der Grundlage verfügbarer Forschungsliteratur – heranzieht: eine besondere Form des asymmetrischen Vergleichs.¹² Der Vergleich bleibt auch für ostmitteleuropäische Geschichte ein noch viel zu selten beschrittener Königsweg, und zwar (a) als Vergleich einzelner Länder und Teile innerhalb Ostmitteleuropas, (b) als vergleichende Einordnung ostmitteleuropäischer Phänomene in den gesamteuropäischen Zusammenhang einschließlich des westlichen Rußlands und (c) als vergleichender Blick über Europa hinaus mit dem Ziel, spezifisch Europäisches zu benennen und damit auch die Grenzen Europas im Osten zu bestimmen.¹³ Die sind umstritten, doch kommt niemand auf die Idee, die Länder und Landschaften Ostmitteleuropas nicht dazu zu rechnen. Übrigens sollte man nicht ausschließen, daß der systematische Vergleich von Ländern, Kulturen und Aspekten innerhalb Ostmitteleuropas zu Ergebnissen führt, die die Heterogenität der Region stärker hervortreten lassen und am Ende gegen ihre Konzeptualisierung als einheitlicher Geschichtsraum sprechen.

Es lassen sich fast unendlich viele vergleichende Forschungsprojekte vorstellen. Ich möchte hier nur auf ein mir besonders interessant erscheinendes Vergleichsprojekt aufmerksam machen, das sehr breit und komplex ist, viele Teilaspekte enthält und mit dem wir uns ein wenig am Berliner Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas beschäftigen: die Voraussetzungen, die Entstehung und Entwicklung, die Krisen und Perspektiven der Zivilgesellschaft in Europa.¹⁴ Hier ist nicht der Ort, dies ausführlich vorzustellen. Nur so viel: Es geht um die Geschichte eines Projekts oder Modells, das im Aufklärungszeitalter aus vielen Beiträgen (Locke, Smith, Montesquieu, Kant, auch Hegel u. a.) entstand, viele Wurzeln in der Frühen Neuzeit besaß und im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts durch zahlreiche Kämpfe und Schritte hindurch partiell verwirklicht wurde, in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts fast ganz vernichtet und arg beschädigt worden ist, aber im Gegenzug gegen diese Diktaturen neue Kraft und Verbindlichkeit gewann, jedoch noch nirgendwo hundertprozentig realisiert worden ist, also weiterhin ein utopisches Moment enthält. Zum Modell der Zivilgesellschaft gehören Öffentlichkeit und Selbst-

¹² Vgl. GOTTFRIED SCHRAMM: Reformen unter Polens letztem König. Die Wandlungsfähigkeit eines Ständestaates im europäischen Vergleich (1764–1795), in: *Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte* 1996/1, S. 203–215; JÜRGEN KOCKA: Asymmetrical Historical Comparison: the Case of the German „Sonderweg“, in: *History and Theory* 38 (1999), S. 40–51.

¹³ Dazu zuletzt sehr gut: MICHAEL MITTERAUER: *Die Entwicklung Europas – ein Sonderweg?*, Wien 1999.

¹⁴ Es handelt sich um den Rahmen, innerhalb dessen das 1998 gegründete, von der Volkswagen-Stiftung unterstützte Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas (ZVGE) der Freien Universität und der Humboldt-Universität Berlin versucht, westeuropäische und osteuropäische Geschichte der Moderne in neuer Weise zu verknüpfen. Vgl. etwas ausführlicher JÜRGEN KOCKA: *Zivilgesellschaft als historisches Projekt*, in: *Europäische Sozialgeschichte. Festschrift für Wolfgang Schieder*, hrsg. von CHRISTOPH DIPPER u. a., Berlin 2000.

verwaltung, bürgerliche (bürgerlich im Sinn von *citoyen* oder *citizen*) Kultur, Tugenden und Mentalitäten, gehören Menschen- und Bürgerrechte, Rechts- und Verfassungsstaat, Pluralismus und jedenfalls im 20. Jahrhundert Demokratie, gehören wohl auch bestimmte Familienformen und Wirtschaftsweisen – jedenfalls gibt es klientelistische Familienformen und zentralistische Wirtschaftsweisen, die mit dem Modell Bürgergesellschaft nur schwer vereinbar sind. Dies ist ein sehr umfassender, breiter Gegenstand. Um ihn vergleichend zu untersuchen, muß man ihn zerlegen und die empirische Arbeit in der Regel auf einzelne seiner Aspekte konzentrieren. Die vergleichende Untersuchung des städtischen Bürgertums oder bildungsbürgerlicher Gruppen ist lohnend, etwa unter dem Gesichtspunkt ihres Beitrags zum Aufstieg eines Systems, das im Deutschen nicht zufällig „bürgerlich“ genannt wird. Das Verhältnis zwischen Bürgertum und Adel, die Begriffe und Institutionen der Bildung, die Formen des Wissens im Wandel der Zeit verdienen es, in diesem Kontext untersucht zu werden, ebenso wie die Geschichte der Verfassungen und das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Staat. Frühformen und Verformungen der Öffentlichkeit interessieren, natürlich auch Nationsbildung und nationale Diskurse, aber auch kulturgeschichtliche Themen wie die Geschichte des Mäzenatentums oder der Opernhäuser in den Hauptstädten des 19. Jahrhunderts, zwischen Bürgergesellschaft und Obrigkeit.

Die Thematik wäre im einzelnen zu entfalten. Man müßte nach unterschiedlichen Wegen zur Zivilgesellschaft in Europa fragen und zu einer Typologie von Wegen kommen, statt einen Normalweg und die anderen als Abweichung zu deklarieren. Doch gab und gibt es Vorsprünge und Rückstände, gerade im West-Ost-Vergleich, gegenseitige Beobachtung, Imitation und Adaption, Lern- und Aufholprozesse, die gelingen oder scheitern; auch gegenseitige Verhinderungen – durch Fremdherrschaft, Krieg oder subtile Kolonialisierung.

Ich verspreche mir sehr viel von der strikten Einbeziehung Ostmitteleuropas in diesen Vergleich. Denn es scheint einen speziellen, vielfach gebrochenen, in sich nicht einheitlichen Weg Ostmitteleuropas zur Zivilgesellschaft gegeben zu haben. Dazu gehören die frühe und vergleichsweise breite Partizipation in den frühneuzeitlichen Adelsgesellschaften, eine besondere Form des Ständewesens und der damit verbundenen Freiheiten, auch Frühformen politischer, nicht notwendig bürgerlicher Öffentlichkeit. Überhaupt war das Bürgertum schwach in dieser Region. Um so interessanter ist die Frage nach funktionalen Äquivalenten, also nach der Rolle des Adels und einzelner Minderheiten, später auch eines besonderen Bildungs-Kleinbürgertums (Jiří Kořalka) bei der Grundlegung und Durchsetzung von Zivilgesellschaft.¹⁵ Es scheint, etwa in Polen 1791, in Teilen Ostmitteleuropas Pionierleistungen politischer Modernisie-

¹⁵ Vgl. die Projekttagung Bauern und Adel im Prozeß der Modernisierung. Agrarische Eliten im ostelbischen Deutschland, Nordeuropa und Ostmitteleuropa im 19. Jahrhundert am Herder-Institut, Marburg, 16.–17. Juli 1999.

rung gegeben zu haben, die keine hinreichende Parallele in der sozialen und ökonomischen Modernisierung hatten, aber unter dem Gesichtspunkt „Zivilgesellschaft“ von größtem Interesse sind. Unter dem Druck hegemonialer Fremdherrschaft kam es zum Abbruch vieler dieser frühen Entwicklungen, zu Verzerrungen und Verlusten – aber später auch zu unterschwelligen, subkutanen, gesellschaftlich, nicht staatlich getragenen Entwicklungsschüben in Richtung einer Zivilgesellschaft besonderer Art – im Zuge der Nationalbewegungen, der Revolutionen, der Emanzipationsanstrengungen, der Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Schließlich fällt der Blick auf die Diktaturen des 20. Jahrhunderts als tiefste Verneinung des zivilgesellschaftlichen Modells. Im Verlauf der Befreiung von der Diktatur erhielt der Begriff Zivilgesellschaft neue Valenz, dank Havel und Křen, Michnik, Geremek und György Konrád und vielen anderen in Ostmitteleuropa. Ohne diese Renaissance des Zivilgesellschaftsbegriffs in Ostmitteleuropa mit anti-diktatorischer Spitze würden wir ihn vermutlich heute nicht so benutzen, wie wir es tun.¹⁶

Es liegt auf der Hand, daß so ein Projekt, das Vergangenheit und Gegenwart im Hinblick auf wünschenswerte Zukunft verknüpft, nur vergleichend gelingen kann. Es liegt auf der Hand, daß eine Geschichte der Zivilgesellschaft in Europa dem ostmitteleuropäischen Fall einen zentralen Ort einräumen muß.

So weit einige Bemerkungen zum Vergleich als der wichtigsten Form transnationaler Geschichtswissenschaft. In letzter Zeit hat aber eine zweite Form transnationaler Geschichtsschreibung stark an Boden gewonnen. Ich meine die Verflechtungs- oder Beziehungsgeschichte, andere sprechen im Hinblick auf europäisch-außereuropäische Zusammenhänge von „geteilter Geschichte“ und „entangled histories“ oder im Hinblick auf deutsch-französische Ge-

¹⁶ Vgl. zu Ostmitteleuropa BROISLAW GEREMEK: Civil Society Then and Now, in: *Journal of Democracy* 3 (April 1992), S. 3–12; NAOMI CHAZAN: Africa's Democratic Challenge: Strengthening Civil Society and the State, in: *World Policy Journal* 9 (1992), S. 279–308; MARCIA A. WEIGLE, J. BUTTERFIELD: Civil Society in Reforming Communist Regimes: The Logic of Emergence, in: *Comparative Politics* 25 (1992/93), S. 1–23; LARRY DIAMOND: Rethinking Civil Society. Toward Democratic Consolidation, in: *Journal of Democracy* 5 (July 1994), S. 4–17; zuletzt FERENC MISZLIVETZ: Illusions and Realities. The Metamorphosis of Civil Society in a New European Space, Budapest 1999. Vgl. zur theoretischen Debatte über Zivilgesellschaft: Europa und die Civil Society, Castalgandolfo-Gespräche 1989, hrsg. von KRZYSZTOF MICHALSKI, Stuttgart 1991 (darin vor allem die Beiträge von E. Shils, Ch. Taylor, R. Dahrendorf und Geremek); Bürgergesellschaft, Recht und Demokratie, hrsg. von BERT VAN DEN BRINK, WILLEM VAN REIJEN, Frankfurt/M. 1995, bes. die Beiträge von van den Brink, Dahrendorf und M. Walzer; ANDREW ARATO, JEAN L. COHEN: Civil Society and Political Theory, Cambridge, Mass. 1992; daneben JÜRGEN HABERMAS: Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats, Frankfurt/M. 1992, S. 399 ff. Kritisch: Civil society. Challenging Western Models, hrsg. von CHRIS HANN, ELIZABETH DUNN, London 1996.

schichte von „histoire croisée (überkreuzte Geschichte)“.¹⁷ Dabei geht es primär nicht um Ähnlichkeiten und Unterschiede, sondern vor allem um Zusammenhänge: um gegenseitige Berührung, Beeinflussung und Verflechtung, auch um gegenseitige Konstituierung, um Zusammenstöße und Spannungen, aber auch um Kooperation und Verschmelzung, um gegenseitige Wahrnehmung, auch um gemeinsame Abhängigkeit von dritten Mächten oder die Herkunft aus gemeinsamen Wurzeln. Auch der Ansatz des *mental mapping* gehört hierher. Zivilgesellschaftliche Ideen entwickelten und veränderten sich dabei. Die verschiedenen Wege zur Zivilgesellschaft waren in Europa vermutlich auch deshalb so unterschiedlich, weil sie sich gegenseitig beeinflussten.

Die besondere Herausforderung Ostmitteleuropas an eine transnationale Geschichtsschreibung in europäischer Absicht scheint mir darin zu liegen, daß sie eine neuartige Verknüpfung von vergleichender Geschichte und Verflechtungsgeschichte erfordert.¹⁸ Denn mit Ostmitteleuropa rückt ein Raum ins Zentrum des Interesses, für den eine so enge Gemengelage vielfältig zusammenhängender Siedlungseinheiten, Ethnien, Nationalitäten und Kulturen typisch ist und der so spät und unvollkommen nationalstaatlich strukturiert worden ist, daß der Vergleich, der in der modernen Geschichte doch meist als internationaler Vergleich praktiziert wird, unbedingt sofort durch Fragen nach der inneren Verflechtung der Vergleichseinheiten ergänzt werden muß. Komparatistik und Verflechtungsgeschichte können übrigens auch in Spannung zueinander treten. Wie die Verknüpfung beider Zugriffe zu leisten ist, muß noch weiter geklärt werden. Neue Einfälle sind willkommen. Ostmitteleuropäische Geschichte bietet sich auch hier als Experimentierfeld an.

¹⁷ Vgl. SHALINI RANDERIA: Geteilte Geschichte und verwobene Moderne, in: Zukunftsentwürfe. Ideen für eine Kultur der Veränderung, hrsg. von JÖRN RÜSEN u. a., Frankfurt/M. 1999, S. 87–96; DIES.: Jenseits von Soziologie und soziokultureller Anthropologie: Zur Ortsbestimmung der nichtwestlichen Welt in einer zukünftigen Sozialtheorie, in: Soziale Welt 50 (1999), S. 373–382; Le travail et la nation. Histoire croisée de la France et de l'Allemagne, hrsg. von BÉNÉDICTE ZIMMERMANN u. a., Paris 1999. – Einflußreich für diese Richtung: Transferts culturels. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIIe–XXe siècle), hrsg. von MICHEL ESPAGNE und MICHAEL WERNER, Paris 1988; s. auch Von der Elbe bis an die Seine. Kulturtransfer zwischen Sachsen und Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert, hrsg. von MICHEL ESPAGNE und M. MIDDELL, Leipzig 1993.

¹⁸ Das oben in Anm. 14 genannte Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas bemüht sich um die Verbindung von Komparatistik und Verflechtungsgeschichte.